

## *Das Mädchen, das mit der Puppe spricht*

*von Silas Adams*

„Warum Isa? Warum? Weswegen geht es dem Volk so schlecht?“, fragte Marlene leise. „Was haben wir getan?“ „Martha und Lothar sind verschollen oder sogar Tod.“ Vor einem Jahr waren die beiden unterwegs gewesen, um dem König eine Nachricht zu überbringen. Seitdem hatte sie nie wieder von ihnen gehört. „Wo sind sie hin? Was ist mit ihnen passiert?“ Sie wusste es nicht. Doch auch ein Jahr später machte sie sich noch Gedanken über ihre verschollenen Geschwister. „Ich weiß, dass du mir nicht antworten kannst“, fügte sie hinzu. Sie war alleine zuhause. Ihr Bruder Karl war mit ihren Eltern auf dem Feld. Sie schauten, ob noch genießbare Kartoffeln zu finden waren. Sie wusste, dass sie niemals so etwas sagen durfte, doch es konnte ihr keiner zuhören. Sie lauschte erneut, um sich zu vergewissern, dass auch wirklich niemand da war. Aber es war nur das Prasseln des Regens zu hören, und so sagte sie zu ihrer Wachspuppe: „Der König soll auch einmal etwas für sein Volk tun. Wir leiden hier an Krankheiten, haben kaum etwas zu essen und können uns nicht täglich waschen, während es sich dieses Miststück von König gut gehen lässt.“ Sie kochte vor Wut. „Reg dich nicht auf“, flüsterte sie leise zu sich selber. Sie wollte nicht mehr länger unter diesen Umständen leben. Sie stand auf und trat mit voller Wucht gegen die Wand. Sie sank auf das, was man wohl als Bett bezeichnen sollte: einen Haufen Stroh. Tränen stiegen ihr in die Augen und sie dachte an ein Leben ohne den König. Ihre Puppe umarmte sie nun noch fester und sagte schließlich: „Wir Bauernkinder haben gar nichts. Sogar den Glauben an Gott und an ein besseres Leben haben wir verloren.“ Verschiedene Dinge gingen ihr durch den Kopf. „Was, wenn es keinen Ausweg gibt? Wenn alle Versuche scheitern, den König zu stürzen. Wie sollen wir Bauern das schaffen, wenn wir nicht einmal zu Festen gehen können, weil wir keine entsprechende Kleidung haben.“ „Und dann“, fügte sie hinzu, „dann ist da ja auch noch das Flugblatt von heute Morgen.“ Wie sehr hätte sie sich gewünscht, besser lesen zu können. Sie hatte nur etwas von Steuern und Erhöhung verstanden. Noch leiser flüsterte sie in die Leere zu ihrer Puppe, sodass man sie durch Wind und Regen kaum verstand: „Warum dürfen wir Bauern nicht lernen? Nur weil wir kein Geld haben, haben wir kein Anrecht auf Bildung? Wenn sich an der ganzen Situation nichts ändert, wird es zu Aufständen und auch zu Toten kommen. Und was, wenn ich dann auch noch Karl, Mutter oder Vater verliere?“ Und so betete sie das erste Mal seit langer Zeit wieder zu Gott: „Gütiger Gott, lasse meinen Eltern und Karl nichts passieren. Lasse es uns Bauern besser gehen und uns den König endlich loswerden. Bitte lieber Gott. Bitte. Amen.“ Sie schmiegte ihre Puppe noch näher an sich.

Nach wenigen Augenblicken hörte sie Schritte, die sich schmatzend durch den aufgeweichten Boden auf das Haus zubewegten. Sie kamen näher und näher. Marlene bekam Angst. Sie wusste, dass der König auf solche Kommentare die Todesstrafe ausgesetzt hatte. Es klopfte an der Tür. Ihre Puppe im Arm ging sie ganz langsam zur Tür und öffnete sie vorsichtig. Was sie sah, konnte sie nicht glauben. Vor der Tür stand nicht etwa ein Gesandter des Königs, nein, vor der Tür standen ihre beiden Geschwister, die sie verschollen geglaubt hatte. Mit einem Freudenschrei öffnete sie die Türe komplett, setzte ihre Puppe ab und rannte auf

sie zu, um sie zu umarmen. All das Negative vergaß sie für einen Augenblick und spürte ein neuartiges Gefühl: Freude. An diesem Tag lernte sie eines: Auch wenn alles dunkel erscheint, so gibt es auch Lichtblicke im tristen Grau des Alltags.

## ***Der Aufruhr***

***von Lukas Horn***

Es war eine neblige Vollmondnacht im Park von Schloss Phillippsruhe. Die Buchsbäume warfen geisterhafte Schatten auf den von Raureif gebleichten Rasen und schemenhafte Gestalten schienen über die alten Eichen zu huschen. Kurfürst Wilhelm II von Hessen-Kassel thronte unter einem seidenen Baldachin und betrachtete den mondbeschiedenen Schlosspark. Er fröstelte. Finstere Schatten schienen ihn mit niederträchtigen Augen unaufhörlich zu zerlegen. Als einer seiner Lakaien vor ihn trat, um ihm die Ankunft des Bürgermeisters von Hanau verkündete, war er verwirrt. Welche Absicht er wohl zu später Stunde hier verfolgte, dachte er noch, während er ihn zu sich führen ließ.

„Sprich mein Treuer! Was führt euch zu mir?“

„Die Menschen haben keine Kost mehr, wir haben Hunderte durch den Hungertod verloren.“

„Und welche Maßnahmen soll ich ihrer Meinung nach ergreifen?“

„Sie könnten ihre Speisekammern für die Allgemeinheit öffnen und Teile ihres Schlosses als Unterkunft für die arme Unterschicht öffnen.“

„Wie kommt ihr darauf, über mein Hab und Gut verfügen zu wollen!“, rief der Fürst erbost, „Aus meinen Augen!“

Unter lautem Protest wurde der Gemeindevorsteher auf die Stufen vor dem Schloss gestoßen. Unterdessen ließ Wilhelm II. sich einen weiteren Wein einschränken und setzte sich in seinen hohen Stuhl am Ende der Tafel. Er ließ sich, wie immer, wenn er über das fragwürdige Verhalten des Schultheiß erbost war, ein herrlich duftendes Schwein bringen. Das Mahl hob sogleich seinen Gemütszustand. Nach der späten Speise begab er sich in seine Gemächer und legte sich in sein Gold gerahmtes Himmelbett. Trotzdem lag er noch lange wach bevor er schließlich einschlief.

Am nächsten Morgen machte er sich umgehend auf nach Frankfurt, um dort seine Geliebte, Kurfürstin Auguste, zu treffen. Als er schließlich in seiner Kutsche den Hof verließ, erschienen am Horizont die ersten Sonnenstrahlen, um einen neuen Tag einzuläuten. Als die Sonnenscheibe schließlich zur Hälfte zu sehen war, erkannte er die am Wegesrand stehende und in Lumpen gehüllte Masse. Einigen fehlten Körperteile, andere hatten weinende Kinder auf dem Arm. Aber Alle hatten Eines gemeinsam: Sie waren dürr und schauten mit einem Blick auf die Fürstenkutsche, der ohne Zweifel hasserfüllt war. Die Bäume schienen durch die aufgehende Sonne zu glühen und das Pferdegespann holperte über den steinigen Weg.

Nach einer Weile kam das Gespann in ein Dorf, in welchem sich der, zuvor verstoßene, Stadtrat in den Weg stellte. Wilhelm wollte schon den Befehl zur Gefangennahme geben, doch dann sah er die mit Mistgabeln und Fackeln bewaffneten Bewohner und die Wut wich der Furcht.

„Kurfürst Wilhelm II. Hiermit ist deine Herrschaft beendet. Die fürstlichen Speisekammern deiner müssen geöffnet werden.“, sprach der Schultheiß

„Niemals beuge ich mich der Unterschicht! Noch bin ich der rechtmäßige Herrscher von Hessen-Kassel!“

„So sei es euer Verderben.“

Die Schergen des Kürfürsten waren den Bewohnern mengenmäßig stark unterlegen und wurden Einer nach dem Anderen niedergetrampelt. Wilhelm versuchte zu entkommen, doch er wurde von allen Seiten bedrängt. Er konnte ihre von Erde verkrustete Haut spüren, ihren Gestank riechen und in ihre oft zahnlosen Münder sehen. Er versuchte aufrecht zu bleiben, doch er wurde zu Boden gedrückt. Die Menge rückte zusammen. Der schmale Lichtschein, der zwischen ihren Köpfen hindurch fiel, sollte das Letzte sein was er von dieser Welt sehen würde.

## ***„Die Gedanken sind frei“***

***von Florian Dropsch***

Ich rannte schneller. Bis zum Treffpunkt waren es nur noch einige hundert Meter. Die pralle Sonne stand genau über mir und fiel auf die umliegenden Häuserfronten, die grob gepflasterten Gassen und die mit Stroh bedeckten Dächer. Es war mittags. Von Zeit zu Zeit riskierte ich einen Blick über die Schulter. In Gedanken hörte ich ein Brüllen und das Klirren ihrer Rüstungen. Zu meiner Linken erkannte ich nun aus der Ferne das Stadttor und kurz davor lag der geheime Treffpunkt, ein Haus, das allen anderen in dieser Gasse haargenau glich und das man wohl schwer hätte als das Hauptquartier einer Widerstandsorganisation gegen die Regierung erkennen können. Gleich war ich da. Ich meinte, das Brüllen näher kommen zu hören und so beeilte ich mich noch mehr. „Sie dürfen dich nicht erwischen, sonst wird das deine letzte Aktion gewesen sein!“, hörte ich eine Stimme in mir. Die Tür glitt auf. Eine dürre, graue Hand zog mich an meinem Umhang hinein und die Person, von der sie stammte, legte rasch einen Finger eben jener Hand an ihren Mund, um mir Ruhe zu bedeuten. Nur Sekunden später rannten draußen die wilden Wächter der Stadt vorbei, im Glauben, ich sei aus der Stadt geflohen.

„Deine Brüder sind schon da. Sie jedenfalls haben sich im Gegensatz zu dir nicht fast fangen gelassen.“ Die Stimme kam aus der gegenüberliegenden Ecke des Raumes und stammte von Oswald, dem Anführer. Ich setzte mich.

„Die Meute da draußen tobt. Wehe einem von euch auch nur ein Mucks, und wir sind erledigt.“ Ein trüber Sonnenstrahl, der durch das Strohdach fiel, beleuchtete ein vergilbtes Stück Pergament, das auf dem einzigen, langen Holztisch ausgerollt worden war.

„Utz?“ Der Mann an der Tür, der durch einen kleinen Schlitz im Holz auf die Gasse gespäht hatte, kam sofort herüber geeilt und setzte sich zwei Plätze weiter rechts.

„Nun denn, werte Freunde, da wir alle hier versammelt sind, schlage ich vor, den weiteren Ablauf zu besprechen. Ja, was gibt es, Lentz?“ Dabei wandte er sich zu dem Mann, der links neben mir saß und einen schwarzen Mantel mit Kapuze trug und dessen Hand müde in die Luft gestreckt war. „Ich finde, wir sollten uns heute

Abend das Spektakel auf dem Marktplatz nicht entgehen lassen“, wobei ihm einige Männer zustimmend zunickten. „Also – wer will heute Abend eine kleine Rede über unsere politischen Ziele halten?“ Alle Hände erhoben sich, einschließlich meiner. Wenn wir einmal an der Macht wären, würde jemand, der heute Abend eine Rede hielt, ein wichtiges Amt für sich beanspruchen können. „Ich finde“, setzte Berthold an, „Lutz sollte eine zweite Gelegenheit bekommen, seinen Fehler wieder gut zu machen.“ Ich war überrascht. Gerade weil ich die Wächter zu unserem Versteck gelockt hatte, glaubte ich, meine Chance verspielt zu haben. „Nun denn, Lutz, so wirst du heute Abend ein kleines bisschen Wahlkampf für uns machen dürfen.“ Er hatte gesprochen. „Und ihr anderen werdet noch ein paar hübsche Papiere unter das Volk bringen!“, setzte Oswald nach. „Alle sollen von unserem Verein erfahren. Um halb acht treffen wir uns vor dem Rathaus.“

Die Sitzung war beendet. Abends um Punkt halb acht war ich wieder in der Stadt. Vor dem Rathaus hatte man eine große Bühne aufgebaut, auf der das traditionelle Volksfest eröffnet werden sollte. Dort oben würde ich gleich stehen und eine Rede halten. Schließlich war es so weit und ich wurde angekündigt. Mit zitternden Fingern hielt ich mich am Geländer der Treppe fest und stellte mich an das Rednerpult. Vor mir erstreckte sich eine gewaltige Menschenmasse, anscheinend war fast die gesamte Bevölkerung gekommen, um sich dieses Fest nicht entgehen zu lassen. Reflexartig kniff ich meine Augen zusammen, als ich in die purpurrote Abendsonne blickte. (Tuscheln und Erstimmen der Menge)

„Hochverehrte Damen und Herren dieser Stadt, liebe Bauern und Bürger, Arme und Reiche, ihr alle habt das Recht, hier heute zu sein. Denn egal wer ihr seid, egal was ihr verdient, ihr alle wollt die Eröffnung dieses Festes miterleben – und das ist euer gutes Recht. Denn es ist nicht wichtig, ob ihr gebildet seid oder nicht, für uns ist jeder Mann gleich, egal ob alt oder jung, stark oder schwach. Und daher fordern wir, das Gesetz neu zu schreiben und jeden Mann gleich zu machen vor dem Gesetz. Ihr fragt euch vielleicht, woher wir diesen Gedanken nehmen. Nun, weiterhin fordern wir, frei denken zu können und frei nach dem Mund reden zu dürfen, denn die Gedanken können selbst so mächtige Befehlshaber wie der Fürst nicht ändern, er würde euch aber gerne verbieten, so zu denken, wie ihr-“, doch weiter kam ich nicht, denn auf einmal war die Schar erfüllt von Widerhallen und metallischen Klängen. Sie kamen von überall her. Ihre Schwerter und Lanzen waren in die Höhe gereckt und zeigten geradewegs auf das Rednerpult. Mein Herz begann schneller zu schlagen. Eiligst duckte ich mich, denn die Wächter hatten bereits ihre Pistolen und Musketen auf mich gerichtet und feuerten. So schnell ich konnte, lief ich vom Pult weg und brach geradewegs durch den hinteren Vorhang. Nun waren sie auf der Bühne. Ich fragte mich, was die anderen wohl machen würden und kroch so schnell ich konnte, unter das Podest der Bühne. Ich hoffte, dass sie mich hier nicht finden würden. Plötzlich bewegte sich die Verkleidung des Podestes und ein uniformierter, bis zu den Zähnen bewaffneter Wächter streckte seinen Kopf unter die Bühne und er erblickte mich. Der Wächter grinste höhnisch. „Das wird eine große Belohnung geben.“ Ich sackte zusammen.

Ein paar Stunden später erwachte ich wieder in einem sehr kleinen Raum. Vor meiner Zelle hing ein schweres Gitter und ich konnte den Mond sehen. Es schien mitten in der Nacht zu sein, denn vom Marktplatz vernahm ich nur ein Schnarchen. Auf dem Gang waren Schritte. Wollten Sie mir etwa mitten in der Nacht den Prozess machen? Dann wurde ein verrosteter Schlüssel im Schloss umgedreht und ein großer, kräftiger Mann blickte mich an. „Du da – aufstehen! Dein Prozess beginnt gleich.“

Schweren Herzens wurde ich in einen großen Saal geführt. Direkt gegenüber hatte man einen großen Tisch mit sieben Stühlen aufgestellt. Davor war ein sehr niedriger Stuhl, auf den ich mich setzen sollte. Jetzt kamen die Richter einer nach dem anderen hinein marschiert und nahmen mir gegenüber Platz. Der vorsitzende Richter schlug dreimal mit einem Hammer auf den Tisch. Im Saal trat Stille ein. „Die Verhandlung ist eröffnet. Dem Anwesenden wird vorgeworfen, Mitglied einer schweren, aufrührerischen Bande zu sein und an ihren Aktionen teilgenommen zu haben. Dabei soll er dutzende Hetzreden gehalten und Schmierpapiere unter das Volk gebracht haben. Haben Sie irgendetwas zu ihrer Verteidigung zu sagen?“ Doch ich konnte nicht widersprechen, da man meinen Mund sorgfältig mit Leinenbinden verschnürt hatte. „Er verweigert also die Aussage. Da wir für die Rede heute Abend genug Zeugen hätten, brauchen wir deren Aussagen jetzt nicht mehr. Hiermit verurteile ich den Angeklagten zum Tode durch das Fallbeil.“ Abermals schlug er mit dem Hammer auf den Tisch. Die anderen Richter sahen mich wie hungrige Geier an. Ich erhob eine schwache Hand und murmelte „Einspruch“ in das Leinentuch. Dann befand ich mich wieder in der Zelle.

Ein paar Stunden später schloss man wieder meine Zellentür auf. Man hob mich vom Boden auf und schleifte mich den Gang entlang. Mein Kopf schmerzte. Ich wurde durch die Eingangstür des Stadtgefängnisses nach draußen geführt. Die Menge war wieder da. Die Bühne hatte man für eine Hinrichtung vorbereitet. Nun konnte man von allen Seiten auf das Spektakel blicken, dass sich dort in wenigen Minuten anspielen würde. Auf dem Podest stand eine Guillotine. „Im Namen des Fürsten dieses Bezirkes wurde die Todesstrafe durch das Fallbeil angeordnet. Das Gnadengesuch wurde abgelehnt. Die Strafe ist nun zu vollstrecken.“ Der Richter hatte gesprochen. Am Rande standen betende Pfarrer mit zum Himmel gestreckten Händen. Ich wurde auf das Podest geführt und gefesselt. Im Gesicht des Schafrichters erkannte ich den Wächter, der mich unter der Bühne gefunden hatte. Abermals grinste er mich höhnisch an. In der Meute sah ich Oswald und die anderen. Die Sonne stand genau über mir. Es war mittags. Der Henker riss an einem Seil und die Klinge stürzte herab. Dann trat Stille ein.

## ***Gedanken eines Dienstmädchens***

***von Maja Koczkowiak und Lena Schwabe***

Die Regentropfen prasseln an meine Fensterscheibe. Ich öffne langsam meine Augen. Als ich nach draußen schaue, sehe ich einen Blitz in eine kleine Hütte einschlagen. Diese Unwetter verwüsten immer wieder unsere Felder. Unten höre ich meine Eltern schon zanken. Sie haben ständig damit zu kämpfen, dass unser Acker zerstört wird, wodurch ihre Ernte manchmal ausbleibt. Ich quäle mich aus meinem Bettkasten. Die Kirchenglocken läuten fünfmal. Damit ich pünktlich zu meiner Arbeit komme, eile ich die knarrenden Treppenstufen herunter. Um meine Familie zu unterstützen, arbeite ich als Dienstmädchen in der nächsten großen Stadt. Ich verlasse das Haus und mache mich auf den Weg. Ich habe einen langen Weg vor mir. Auf den Gassen begegne ich vielen Menschen (es ist sehr laut: Menschen brüllen, Musik (die Gedanken sind frei)).

Zuerst treffe ich einen Straßenmusikanten: „Guten Morgen was ist denn hier los?“

Musikant: „Ich kann es dir leider nicht sagen. Ich spiele hier Fidel, um die Medizin und das Essen für meine schwerkranke Tochter bezahlen zu können. Wo führt dein Weg hin?“

Mädchen: „Mir geht es ähnlich wie dir. Der schwere Sturm hat unser Acker zerstört und wir haben kein Geld mehr.“

Im nächsten Moment werde ich von der Seite angerempelt. Ein Händler drückt mir ein Flugblatt in die Hand.

Mädchen: „Was steht denn hier drauf?“

Händler: „Wir demonstrieren für die Freiheit! Unterstützt du uns?“

Mädchen: „Was ist Freiheit?“

Im nächsten Moment kommen die Schutzmänner und nehmen den Mann mit.

Händler ruft (dem Mädchen) noch hinterher: „Jetzt verstehst du warum wir nicht frei sind. Man darf nicht sagen was man denkt.“

Vor dem Rathaus versammeln sich viele Menschen. Ein junger Mann hat sich auf ein Podest gestellt und ruft: „Frei wollen wir sein!“

Menschenmasse: „Freiheit für das Volk!“

Die Glocken läuten erneut. Es ist schon sechs Uhr. Um mich zu beeilen nehme ich eine Abkürzung durch eine Nebenstraße. Die Gasse ist düster und viele Häuser sind zertrümmert. Vor den Türen liegen schlafende Leute, denen man den Hunger aus den Augen ablesen kann. Ich sehe auf den toten Ratten die Fliegen sitzen (summen). Der dreckige Boden erschwert meinen Weg, jedoch versuche ich meinen Schritt zu halten und laufe erschrocken weiter (matschige Schritte). Endlich bin ich angekommen. Von dem langen und anstrengenden Weg bin ich völlig erschöpft und schon seit heute Morgen knurrt mir der Magen. Aber egal wie, ich muss heute mit etwas nach Hause kommen und werde alles dafür tun. Familie Funke begrüßt mich herzlich.

Frau Funke: „Hallo Susanna, ich freue mich, dich zu sehen. Du hast wieder einen langen Weg hinter dir oder?“

Susanna: „Guten Morgen, ich freue mich auch, endlich angekommen zu sein.“

Frau Funke: „Kannst du bitte schon mal die Kleider bügeln, damit wir nachher in die Kirche gehen können. Zum Mittagessen kommt heute die ganze Familie und da muss das Haus glänzen.“

Die Familie geht zur Kirche. Ich schaue aus dem Fenster und sehe, dass sich die Demonstration bis hier hin ausgebreitet hat. Was wollen diese vielen Leute bezwecken?

Als die Familie aus der Kirche zurückkommt, bittet Susanna Frau Funke um ein Gespräch.

Susanna: „Was passiert gerade draußen auf den Straßen? Dort haben sich viele Menschen versammelt.“

Frau Funke: „Die Leute behaupten sie wären nicht frei und wollen mehr Rechte und Mitbestimmung in der Gesellschaft.“

Susanna: „Und warum demonstrieren Sie nicht mit?“

Frau Funke: „Ich finde, dass wir frei sind und, dass die Rechte bereits richtig verteilt sind.“

Beim Abendessen, als ich endlich von der Arbeit zurück bin, mache ich mir noch viele Gedanken über den heutigen Tag. Ich habe heute so viele Meinungen über Freiheit erfahren, dass ich mir jetzt selbst unsicher bin, ob ich mich eigentlich frei fühle...

## *Kampf gegen die Zensur*

*von Thiensson Nguyen und Jason Stoklaßka*

Seit Jahren versuchte sich der Journalist im Kampf gegen die Zensur. Sein Name war Edgar. Eines Tages, als wieder eine seiner Schriften zensiert wurde, weil er die Politik kritisierte, entschied er sich dazu, mithilfe von Flugblättern gegen den Adel aufzuhetzen. In diesen beschrieb er seinen Wunsch, nach freier Meinungsäußerung über die politischen Entscheidungen. Andererseits wusste er, dass die Regierung eines Tages auf die Flugblätter und somit auch auf ihn werden würde. Somit stellte sich ihm die Frage, ob er dies wirklich wagen sollte. Nach längerem Nachdenken, entschied er sich trotz des hohen Risikos, die Flugblätter in Umlauf zu bringen.

Jedoch klingelte es bereits wenige Tage nach der Veröffentlichung seiner Flugblätter an Edgars Haustür. Sofort wusste er, dass er nicht an diesem Ort bleiben konnte. Sofort stellte er sich eine Frage: Würde er ins Exil fliehen oder sich stellen? Letztendlich entschied er sich, aus seiner Haustür zu treten. Dort wurde er bereits von der Polizei erwartet, welche von der Regierung geschickt wurde, um ihn abzuführen. Er versuchte alles, um sich zu wehren, doch letztendlich war sein Schicksal besiegelt. Er wurde gewaltsam vor Gericht befördert. Schließlich wurde er von der Regierung zu 24 Monaten Einzelhaft verurteilt.

Während er im Kerker saß, dachte er darüber nach, was er nach seiner Freilassung tun sollte. Ihm war bewusst, dass seine Flugblätter viele Menschen erreicht hatten und somit seine Zeit die er im Kerker verbringen musste, nicht umsonst war. Schließlich konnte er so etwas im Kampf gegen die Zensur beitragen. Trotz allem war er sich sehr unsicher, was er nach seiner Freilassung tun würde. Auf einmal hörte er ein Knarren, ein Gefängniswärter trat durch die Tür ein. Er hielt ein Tablett mit Essen in den Händen. Ein quietschendes Geräusch ertönte, als er es über den Boden zu Edgar schob. Edgar bedankte sich, auch wenn er nicht sehr glücklich gestimmt war. Edgar sah zu dem Wärter hinauf, als dieser den Raum verließ. Direkt danach stürzte er sich auf sein spärlich dosiertes Essen. Er hatte großen Hunger, wodurch er sich nicht von den anderen Menschen unterscheiden ließ. Plötzlich biss er auf etwas schwer Definierbares. Wer hätte das gedacht? Es war der Kerkerschlüssel! Woher kommt der nur? War es die Absicht des Gefängniswärters, den Schlüssel im Essen zu verstecken? Edgar wollte nicht lange darüber nachdenken und war sich im ersten Moment sicher, dass es nun wichtiger sei, zu fliehen.

Es dauerte nicht lange, bis er aus dem Kerker geflohen ist. Und jetzt? Was würde er jetzt tun? Würde er ins Exil fliehen, oder würde er in seinem Land bleiben und den Kampf gegen die Zensur fortsetzen? Er dachte an den Gefängniswärter. Dieser hatte Edgar geholfen, egal was mit ihm passieren würde und dass nur, da er auch gegen die Zensur kämpfen wollte. Ihm wurde bewusst, wie viele Menschen

hinter ihm standen und ihn bei dem Kampf gegen die Zensur unterstützen würden. Er konnte jetzt nicht fliehen. Er wollte nicht fliehen. Er musste kämpfen.

So kam es, dass nur wenige Tage darauf bereits neue Flugblätter im Umlauf waren. Als dies vollbracht wurde, versuchte er letztendlich doch ins Exil zu fliehen. An der Stadtgrenze wurde er jedoch bereits von der Polizei erwartet. Er hatte nun keine Fluchtmöglichkeiten mehr und gab sich geschlagen. Da er bereits mehrfach gegen das Gesetz verstoßen hatte, hatte er eine schlechte Ausgangsposition. Er wusste bereits, was nun geschehen würde. Er würde zu Tode verurteilt werden. Und so geschah es auch. Edgar war stolz auf sich, denn er hatte viele Menschen erreicht und den Kampf gegen die Zensur vorangebracht. Deshalb würde sein Tod nicht umsonst sein. Zuletzt wurde er hingerichtet.

## ***Die Balkonrede***

***von Marvin Müller und Paul Kroll***

Ein großer Menschenschwarm sammelt sich vor dem Wilhelmsbader Kurhaus an, um die Rede von Karl Heinrich Brüggemann zu hören. Auf engstem Raum stehen die Bürger. Viele Leute aus ärmlichen Verhältnissen gucken gespannt auf den Balkon und warten darauf, dass der Mann auftaucht. Im Hintergrund spielte prachtvolle Musik. Die Zuhörer tragen den bestialischen Gestank von Kot und Rauch bis vor das Gebäude. Dicke Regentropfen prasseln auf die Köpfe und Gewänder der Anwesenden, sodass der Dreck aus den Haaren und Kleidern gewaschen wird. Das Essen, das die Menschen auf das Fest mitgebracht haben weicht durch. Das Brot ist wie Teig und die Suppe ähnelt Wasser.

Die Tür zum Balkon öffnet sich und ein junger Mann, ungefähr 20 Jahre alt, steht vor tausenden von Menschen. Die Musik wird leiser und schließlich hören auch die letzten Musiker auf zu spielen. Der Student beginnt mit seiner überzeugenden Rede. Mit Stolz, Sicherheit und Mut spricht er seine Meinung vor dem Volk aus. Den zentralen Bestandteil seiner Predigt bilden Restauration, Revolution und Freiheit. Brüggemann kritisiert den Staat, die widerlichen Lebensverhältnisse und die Hungersnot, unter denen die Menschen leiden müssen. Enthusiastisch verkündet er, dass sich die Leute gegen Könige, Fürsten und Herzöge auflehnen sollen, um ihr eigenes Dasein lebenswert zu machen. Die Zuhörer unterstützen die Rede mit viel Applaus und Jubel. Sie fühlen sich verstanden von einem Jemand, den sie eigentlich nicht kennen. Der Student vermittelt ihnen das Gefühl von Gemeinschaft und Zusammenhalt.

Doch bevor Brüggemann zum Ende kommt erscheinen Polizisten hinter ihm. Zwei etwas ältere, aber ein wenig kleinere, Männer greifen ihm unter die Arme,



halten ihn fest und zerren ihn rückwärts vom Balkon. Er verschwindet im Haus. Verblüffte Gesichter starren rauf zum Balkon. Was ist passiert? Unsicherheit liegt in der Luft. Es wurde lauter. Die Menschen fingen an zu reden und zu schreien. Fragende Gesichter schauen sich um, als würden sie eine Antwort in den Gesichtern der anderen finden. Die ersten verlassen das Fest. Viele weiter flüchten in den Park. Panik macht sich weiterhin breit. In den Köpfen der Zuhörer sind viele Fragen; Warum wurde der Student abgeführt? Werden auch sie festgenommen? Wohin sollen sie gehen? Wie geht die Revolution weiter? Eine Antwort hat wohl keiner, aber jetzt ging es auch erst mal darum den Park so schnell wie möglich zu verlassen. Binnen Minuten verschwinden zehntausend Menschen. Der Bereich vor dem Kurhaus war fast leer. Einige ließen ihre Schüsseln zurück. Diese sind komplett mit Regenwasser gefüllt und kurz davor überzulaufen. Löffel liegen auf dem Boden, Brot ist zertreten und aus den Fußstapfen werden kleine Pfützen.

Alle kommen unbeschadet davon. Karl Heinrich Brüggemann verbringt die nächsten 20 Jahre seines Lebens im Gefängnis, wegen Landesverrat und Anstiftung zur Revolution. Doch das hält die Bürger nicht davon ab, die Revolution weiter voranzutreiben und für ihre Rechte zu kämpfen.

## ***Tischgespräche***

***von Amelie Patt, Emilia Kunst, Jonah Kahlert***

*Er-Erzähler (sitzen schon am Tisch, man hört Geschirr und Gerede):*

Friedrich: Habt ihr auch dieses eine Flugblatt, das mit dem Lied?

Gerald: Ich habe in letzter Zeit leider keine Flugblätter erhalten.

Kurt: Ich habe einige Flugblätter erhalten. Leider kann ich nicht besonders gut lesen.

Wäre jemand so freundlich, mich einzuweißen.

Friedrich: Gedulden Sie sich einen Moment.

Erzähler: Friedrich geht zum Schreibtisch, der ganz hinten im kleinen stickigen Raum steht. Nach längerem Suchen findet er das besagte Flugblatt und geht zurück zum Tisch.

Friedrich: Hier meinen Sie dieses?

Friedrich hält das Flugblatt hoch.

Kurt: Ja, wären sie so freundlich, es vorzulesen, das würde mich erfreuen.

Friedrich ließt das Flugblatt vor.

Friedrich: Auf der Rückseite ist auch noch ein Lied mit dem Titel: Die Gedanken sind frei.

Kurt: Was ein seltsamer Titel. Was sie wohl damit meinen?

Gerald: Ist ja ähnlich wie dieses Bild, was letztens in der Zeitung war?

Hans Wilhelm: Dieses Bild mit dem Denkerclub, wo sie einen Maulkorb aufhatten, habe ich recht? Aber was hat dieses Bild mit freien Gedanken zu tun?

Gerald: Ich hatte ein paar Seiten in meinem neuen Buch diesem Thema gewidmet. Ich denke, es hat damit etwas zu tun, dass niemand einen die Gedanken verbieten kann, weil sie niemand sehen kann. Sogar Strafen können da nichts bringen, weil die Gedanken sich nicht ändern. Der Denkerclub trägt also einen Maulkorb, weil sie ihre Gedanken nicht äußern können, obwohl sie da sind. Was ich mich jetzt frage, ist, ob diese Maulkörbe

nicht sinnlos sind, wenn sie nur das Äußern der Gedanken verhindern. Was denkt ihr darüber, werte Herren?

Hans Wilhelm: Ich denke auch, dass diese Maulkörbe sinnlos sind, ich denke, ich spreche für alle, wenn ich sage, dass wir mehr Mitbestimmungsrecht und unsere Gedanken äußern wollen.

Franz: Wie töricht von dir zu denken, dass du für alle sprichst. Ich bin mit meinem Leben zufrieden, stell dir vor jeder dürfte seine Gedanken äußern, und es würde zu erneuten Aufständen kommen. Ich könnte alles verlieren, mein hart erarbeitetes Geld oder sogar meine Freiheit, wenn ich mich gegen die Regierung auflehne. Ein Aufstand würde uns allen schaden, jetzt wo das Essen sowieso knapp wird.

Kurt: Wenn wir aber nichts dagegen tun, werden die ärmeren Menschen immer bei so schlechten Lebensbedingungen leben, es werden weiterhin Menschen sterben, weil die Hygiene so schlecht ist, in unserem Stadtteil sterben viele Menschen an den einfachsten Krankheiten, weil wir uns einfach nicht zu helfen wissen.

*Ein Mann mittleren Alters betritt den Raum und setzt sich neben Kurt, welcher gerade noch über sein Leben in ärmlichen Verhältnissen redet.*

Gustav: Entschuldigt bitte, dass zu spät gekommen bin, ich musste noch den Gottesdienst halten, er hat sich ein wenig verzögert.

Gerald: Das ist kein Problem, wir haben eben darüber geredet, ob die Maulkörbe des Denkerclubs umsonst sind und ob die Menschen, egal von welchen Schichten, ein Recht auch Mitbestimmung und Meinungsfreiheit haben sollten, haben sie dazu auch eine Meinung Gustav.

Gustav: Ich habe dazu durchaus eine Meinung. Ich habe gehört, dass einer von euch über seine kranken Mitbürger geredet hat: Ich wollte nur sagen, dass sie nicht sterben wegen der Regierung. Es ist eine Strafe von Gott, ich bete häufiger für arme Bauern, deren Familienmitgliedern tot krank sind. Es bringt also nichts, dass wir uns dagegen auflehnen. Unsere Gesellschaft ist so, wie sie sein sollte: Von einem Herrscher regiert, der von Gott berufen wurde.

Franz: Ich bin genau ihrer Meinung, was bringt uns ein Aufstand für unserer Wohl, wenn es uns während diesem Aufstand schlecht geht.

Kurt: Wir haben doch eh nichts mehr zu verlieren.

Friedrich: Außerdem ging es den Bürgern von Frankreich während der Revolution auch nicht besser.

Gustav: Wen ihr euch gegen unseren glorreichen König wendet, dann wendet ihr euch auch gegen Gott.

Kurt: Was bringt es, an einen Gott zu glauben, der uns doch eh nur bestraft?

*Gustav dreht sich wütend zu Kurt um. Mit zusammengekniffenen schaut er Kurt in die Augen. Empörung steigt in ihm auf.*

Gustav: Jeder sieht Gott anders, wenn sie ihn jetzt schon als strafend erachtet, sollten sie mal den Gotteszorn kennenlernen. Einer der Pfarrer im Nachbarsdorf hat davon berichtet, dass sie den Zorn Gottes auf sich gezogen hatten und dass die Toten aus ihrem Dorf deswegen auferstanden sind. Mit euren waghalsigen Ideen stürzt ihr uns alle in den Tod! *Bevor sie weiter Diskutieren konnten, kamen die beiden Mägde Lisbeth und Hildegart herein.*

Lisbeth: Es tut mir sehr leid, Sie unterbrechen zu müssen, jedoch ist das Essen fertig. *Hildegart tritt hinter Lisbeth hervor und stellt das Essen scheppernd auf den Tisch. Danach verlassen die beiden Mägde, ohne etwas zu sagen, den Raum und gehen ihrer Arbeit nach.*

Friedrich: Lasst uns unsere Meinungsverschiedenheiten für erste vergessen und etwas essen.

*Nachdem sie die Herren bedient hat, begibt sich die Magd Lisbeth wieder in die Küche, um den anderen Frauen von dem Gespräch oben zu erzählen. Eine der Mägde hat Gehör für sie und legt ihre Arbeit nieder.*

**Küchengeräusche, Schritte von Lisbeth, Tür geht auf**

Hildegard: „Und? Über was reden die Herren heute?“

**Lisbeth setzt sich zu ihr**

Lisbeth: „Über... die Pressefreiheit.“

**Hildegard legt ihre Arbeit nieder**

Hildegard: „Arnold hatte auch immer über Freiheit gepredigt. Er wollte doch nur ein guter Lehrer sein. Wie konnten sie ihn einfach mitnehmen.“

Lisbeth: „Sie wollen, dass die Lehrer nur das durchsetzen, was für ihre Regierungsweise gut ist, ein Mann der einmal seinen Menschenverstand benutzt, passt ihnen also gar nicht.“

Hildegard: „Aber unsere Freiheit ist das Wichtigste, was wir haben. Wir dürfen sie uns nicht wegnehmen lassen“

Lisbeth: „Was willst du damit sagen?“

Hildegard: „Ich stehe hinter seiner Lehre. Er hat nichts Verwerfliches getan“

Lisbeth: „Für dich war es vielleicht nicht verwerflich, aber das hohe Volk hat es deutlich untersagt.“

**Hildegard steht impulsiv auf und schneidet aggressiv Gemüse**

Hildegard: „Das ist mir egal! Ich werde seine Vorstellungen weiter verbreiten!“

Lisbeth: „Dir wird niemand zuhören. Wir sind Frauen, meine Liebe, von uns wird nicht erwartet unseren Mund zum reden zu benutzen.“

Hildegard: „Wie kannst du nur so denken? Bist du zufrieden mit deiner Vorstellung?“

Lisbeth: „Ich kann mich nicht beschweren. Ich habe Klamotten und einen Platz zum schlafen. Ich bin unserem Herren dankbar. Dank ihm können wir überleben, du solltest dich nicht beschweren.“

Hildegard: „Denk an deine Kinder, wir werden es nicht mehr lange machen, aber unsere Kinder werden noch lange auf dieser Welt weilen. Willst du es deiner Tochter zumuten, ohne Rechte aufzuwachsen? Willst du sie an die Lasten dieser Welt verlieren?“

Lisbeth: „Das ist etwas anders.“

Hildegard: „Ist es eben nicht. Aber wir können ihr helfen, wir können allen deutschen Bürgern helfen. Wir müssen nur unsere Freiheit zurück holen.“

Lisbeth: „Aber das dürfen wir nicht. Am Ende geht es uns schlechter als deinem Mann.“

Hildegard: „Fein, dann hilf mir nicht. Ich werde es allein versuchen.“

Lisbeth: „Rede keinen Unsinn, du stürzt uns alle ins Verderben. Schlag dir das wieder aus dem Kopf und bring mit mir das essen nach oben, die Herren warten sicher schon.“

## ***Von Würzburg in den Orient***

***Autor Charlotte Brückner, Samuel Class, Timm Dittmar***

Wir befinden uns im Januar Anfang des 19. Jahrhunderts in einer Schmiede im Großherzogtum Würzburg. Der Vater arbeitet dort mit seinen beiden Söhnen, von dem einer dem tristen Alltagsleben entfliehen will, eine Revolution starten will, und träumt von einer Reise in den orientalischen Großraum. Während der Sohn in seinen Gedanken umherschweift, erkennt der Vater seine bei der Arbeit geistige Abwesenheit.

Vater: Mach mal schneller, wir wollen hier nicht die Kohle verpulvern.

Sohn: Ist doch nicht unser Problem. Letztendlich verdienen wir nichts dran.

Wieso ist es dir egal, dass wir unterdrückt werden.

Vater: Wieso stellst du unsere Regierung so infrage? Du weißt genau was passiert, wenn sie dich finden.

Sohn: Lieber sollen sie mich einsperren, als das ich diesem System weiterhin diene.

Vater: Das System besteht jetzt schon so lange, wieso sollten wir es nun kippen können?

Sohn: Es stellen sich immer mehr Leute auf die Seite der Aufständischen, zusammen können wir eine Revolution bewirken

Vater: Was wenn es nicht klappt? Willst du den Rest deines Lebens in Burghaft verbringen oder deinem Sohn in unser Familiengeschäft einführen?

Sohn: Wenn die Revolution gelingt, dann werde ich mit meinem Sohn ein neues Familiengeschäft aufbauen! Und falls das alles nicht klappt, fliehe ich in den Orient ins Exil.

...Wir schreiben das Jahr 1837, 4 Jahre nach dem Scheitern der Vormärzrevolution. Hans hat sich mittlerweile im Orient seine eigene Schmiede aufgebaut, und ist dank seiner deutschen Handwerkskunst der führende Händler in seiner Region. Durch seinen guten Verdienst ist er in der Lage, weiterhin die Aktivisten in seiner alten Heimat zu unterstützen, denn sein Vater als auch sein Bruder befinden sich in Haft, weil er die Revolution aktiv befürwortet hat.